

Leseprobe aus:

Elke Heidenreich
Ihr glücklichen Augen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2022 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER



ELKE
HEIDENREICH

*Ihr glücklichen
Augen*

Kurze Geschichten
zu weiten Reisen

Hanser

1. Auflage 2022

ISBN 978-3-446-27395-5

© 2022 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München

Foto: © Tom Krausz

Satz: Sandra Hacke, Dachau

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungs-
vollen Quellen

FSC® C083411



Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön!

J. W. von Goethe, Lied des
Lynkeus, *Faust*, II. Teil

Für Tom

Reisegesicht

Die Wirklichkeit ist nur auf der Durchreise zu ertragen ... Wer hat das gesagt? Ich glaube, mein Freund Hans Neuenfels. Er hatte mir von seinem Großvater erzählt, der ihm zum Thema Reisen geraten hatte: »Du musst immer ein Ziel vor Augen haben, aber du musst nicht da gewesen sein.«

Was ist mit der Heimat? Gibt es die noch? Ohne Kitsch ist Heimat nicht mehr zu haben, sagt Vilém Flusser, und ich glaube, der Verlust von Heimat macht auch frei, um neue Fäden zu spinnen. Wir waren doch mal Nomaden? Wir sind es noch. Reise ich wegen der Orte oder wegen der Menschen? Das zeigt sich immer erst, wenn ich wirklich vor Ort bin. Ich kann nicht acht Milliarden Menschen lieben, aber einzelne liebe ich schon, überall, ich liebe Menschen, aber die Leute gehen mir meist auf die Nerven, so ist das. Und Wurzellosigkeit gefällt mir, »A man is not a tree«, sagt Flusser (oder wer?). Also reise ich immer wieder los, einfach so, ohne große Erwartungen. Ins Unbekannte. Und was kommt mir meist entgegen? Das Bekannte. Und wenn das Unbekannte mich tatsächlich verblüfft, lasse ich es zu und versuche, mich vor Erklärungen und Deutungen zu hüten. Die heilige Teresa von Ávila soll gesagt haben (oder war es doch Jacques Lacan? Ich werfe ja immer alles durcheinander): »Es ist zu lehren, wie man nicht versteht.« Ist das nicht wunderbar? Und Heidegger, den ich überhaupt nicht leiden kann, hat doch einen schönen Satz beigesteuert zu diesem Thema des Wagnisses: »Wohin springen wir, wenn wir springen? Springen wir in einen Abgrund? Ja, wenn wir den Abgrund nur vorstellen. Nein, wenn wir springen.«

Ich bin immer wieder gesprungen.

Ich bin viel gereist.

Ich war auf allen fünf Kontinenten, in fast allen Metropolen, ich war in der Antarktis und in Afrika, in China und Amerika und auf Kuba, und jede Reise hat etwas mit mir gemacht. Und die wirklichen und die imaginären Reisen, die in Zug, Bahn und Flugzeug, die in Hotels und auf Wanderungen und die parallel dazu im Kopf – sie alle mischen sich, auf solchen Reisen bewohnt man echte und geträumte Orte und wird zum Pendler zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Was tun Reisende? Paul Theroux sagt: »Sie gehen hin und hoffen auf das Beste.« Solche Reisenden sind keine Touristen. Ich wollte nichts erleben, mich auch nicht von irgendwas erholen. Auf keinen Fall wollte ich irgendwas Berühmtes besichtigen: »Nichts ist mehr da, was man sich ansehen könnte, alles ist zu Tode geglotzt worden.« (D.H. Lawrence) Ich wollte nur woanders sein. Und woanders, das musste nicht unbedingt ein »schöner« Ort sein. »Travelling is a never ending source of inspiration.« Von wem? Keine Ahnung, unterwegs notiert.

Ist ein Reisender vielleicht auf der Flucht? Vor etwas? Vor sich selbst? Sven Regener singt: »Wir wissen nie, wohin es geht, wir sind schon froh, dass es noch Wege gibt.« Und der Vielreisende Cees Nooteboom sagt: »Es geht darum, zu verschwinden und gleichzeitig dazubleiben.« Denn man hat ja einen Hintergrund, hat Telefonnummern, wenn man die wählt, ist da jemand, der einen kennt, das Band besteht, und doch, sagt Nooteboom: Man hat sich gelöst, man ist jetzt ein anderer, und »die Illusion besteht darin, dass man an all diesen Orten, die man erstmals aufsucht oder zu denen man zurückkehrt, noch ein zweites Leben hat, das zeitgleich mit dem anderen verläuft«.

Reisen muss man auch lernen. Man bewegt sich in Welten, Häusern, Gegenden, die anderen gehören. Man kann Gefahr, Willkür, Ablehnung begegnen. Und weil alles immerfort überall möglich ist, wird man gelassen. Ich bin auf Reisen nie aufgeregt oder ängstlich, ich bin wie in einer Art Meditation – ich nehme an, was auf mich zukommt, und das sind keine touristisch geplanten Sehenswürdigkeiten. Das



sind Menschen, Eindrücke, Gefühle, Landschaften. Und immer vermisse ich mein Zuhause, weiß doch aber, dass es da ist und auf mich wartet. Also kann ich mich auf das Fremde einlassen, mit Leib, Verstand und Seele. Ich will nichts erleben. Ich will nur dort sein, um später wieder hier sein zu können, aber anders. *Denn ich war dort.*

Sind meine Geschichten alle wahr? Ach, um die Wahrheit zu verändern, reicht doch schon ein Glas Cognac. Und wenn ich meine Reisen erzähle, dann in einer Sprache, die keine eigene Wahrheit hat. Sie markiert nur vorübergehende Wirklichkeiten. Und wer zu gründlich Buch führt, sieht auch zu sehr die Verluste, die er erleidet.

Es gibt ein Lied von Paolo Conte, es heißt »Genova per noi«, Genua für uns, und es erzählt von den Bauern, weitab im Hinterland, die von Genua, der Stadt am Meer, träumen. Und eines Tages fahren sie hin. Was für eine Enttäuschung – diese graue Stadt im Regen, dieses dunkle Meer, das sich immer bewegt, »Che si muove anche di notte / Non sta fermo mai«, das auch nachts niemals stillsteht. Und sie kehren zurück aufs Land zu ihren großen, stillen Schränken voller alter Lein-

tücher und Lavendelduft und leben weiter wie immer, aber: mit anderen Gesichtern, denn ... »quella faccia un po' così, quell'espressione un po' così che abbiamo noi che abbiamo visto Genova« ... wir haben jetzt die Gesichter und den Ausdruck von Leuten, die Genua gesehen haben.

Gottfried Benn fällt mir ein, der staunend schrieb:

»Nachts auf Reisen Wellen schlagen hören / und sich sagen, dass sie das immer tun ...«

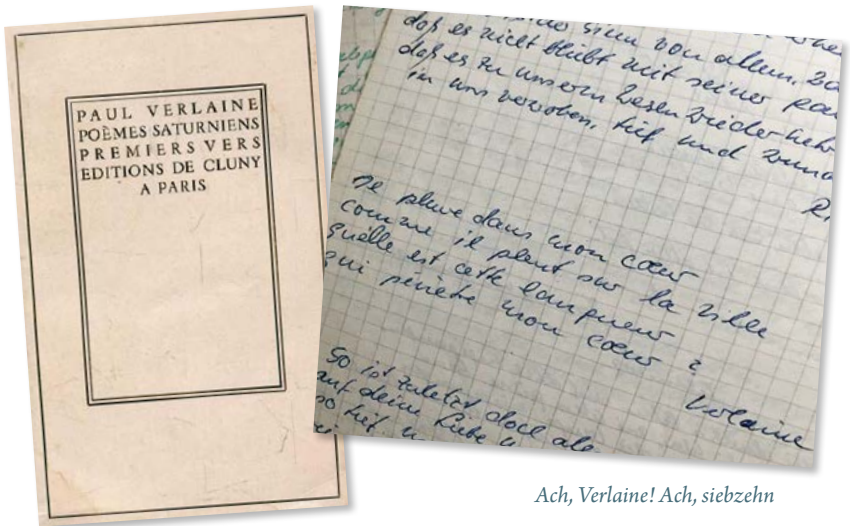
Manchmal stehe ich vorm Spiegel und suche in meinem Gesicht all die Orte, an denen ich war. Wie sähe ich wohl aus ohne sie?

WEIT ...

Ach, PARIS!

Mit siebzehn war ich in Paris und bin jung und dumm herumgestromert, ohne Ahnung von irgendetwas außer Gedichten: Rimbaud, Verlaine, Apollinaire, die kannte ich, und dass man hier Croissants isst, das wusste ich, und ach ja, der Eiffelturm, aber hohe Dinge interessierten mich nicht. Ich saß mit meinem bisschen Geld halbe Tage lang vor einem Croissant und einem kleinen Espresso und dachte: PARIS!, und las die Gedichte, die ich in ein Heft abgeschrieben mit mir herumtrug –

*Il pleure dans mon cœur
Comme il pleut sur la ville;
Quelle est cette langueur
Qui pénètre mon cœur?*



Ach, Verlaine! Ach, siebzehn



Auf diesem Foto bin ich siebzehn und strahle, aber in meinen Tagebüchern stand: »Voir clair c'est voir noir«, das hat Paul Valéry gesagt.

Ich ging in ein Konzert mit Musik von Camille Saint-Saëns und kaufte ein Programmheft, in dem ein erschütternder Satz stand, den ich in all den Jahrzehnten nie mehr vergessen habe: »Ich bin die Zukunft gewesen«, schrieb der alte Saint-Saëns bitter an Romain Rolland ...

Mit Mitte zwanzig war ich wieder dort und habe alle Museen abgeklappert, schlecht geschlafen in einem Dreckshotel, zerstoichen von Wanzen, billig und schlecht gegessen, einsam, mit Stadtplan herumfuhrwerkend, lange Briefe schreibend an einen, den ich liebte und der nicht dabei war.

Dann war ich Mitte dreißig und fuhr mit einem anderen her und mit zwei Freunden:

dem Regisseur Ulrich Heising und seiner Gefährtin, der großartigen und liebenswerten Schauspielerin Christa Berndl. Ich denke an sie als Menschen, mit denen man immerzu lachen konnte, wir haben nur gelacht auf dieser Reise, gelacht und französische Texte rezitiert ...



Und wir waren jeden Abend irgendwo im Theater. Wir hatten alle *Kinder des Olymp* gesehen und uns alle in Jean-Louis Barrault verliebt, seinetwegen waren wir hier.

Er hatte 1974 ein neues Theater gegründet in der damals leerstehenden Gare d'Orsay, wo er auch selbst auf der Bühne stand. Wir lernten Ariane Mnouchkine kennen, die auch ein eigenes Theater hatte, das Théâtre du Soleil in einer riesigen alten Munitionsfabrik im Bois de Vincennes. Wir



fuhren mit der Metro Nr. 4 bis zur Endstation, Porte de Clignancourt, und liefen den ganzen Tag über den riesigen Flohmarkt und landeten in einer Kneipe mit rot-weiß karierten Tischtüchern, fettigen Hähnchen, billigem Wein und einer Dreimannkapelle, Akkordeon, Gitarre, Bass. Irgendwann nahm erst Uli, dann ich das Akkordeon, wir spielten, sangen, waren sehr betrunken, es wurde getanzt, die Nacht nahm

gar kein Ende, ich hatte auf dem Flohmarkt eine große Schaufensterpuppe gekauft und keine Ahnung, wie wir die transportieren sollten, ach, Paris!

Sie steht heute bei mir. Ich glaube, wir haben sie damals aufs Auto gebunden, mit Stricken. Christa und Uli sind tot, die kann ich nicht mehr fragen, und wo der Mann heute lebt, mit dem ich damals in Paris so glücklich war, das weiß ich nicht. Geblieben ist nur die Puppe.



Und dann war ich mit über siebzig noch mal mit meiner liebsten Reisefreundin Gisela in Paris, wir konnten uns ein Luxushotel leisten, 1a Weine, prächtiges Essen, Presseausweis für alle Museen, teure Plätze in beiden Opern, alles perfekt.



Und doch nie mehr so glücklich wie damals. Paris, Paris. Sehnsuchtsort.

Wir Mädels unter uns.

ZÜRICH

Es gibt überall Schönes. Aber wenn ich mich jetzt entscheiden müsste: Der schönste Platz in Zürich ist die Frauenbadi. Und mein erstaunlichstes Erlebnis hatte ich auch dort.

Die Frauenbadi ist eine Badeanstalt nur für Frauen, 1837 eröffnet, als endlich das öffentliche Baden für Frauen erlaubt wurde – weniger aus sportlichen, vielmehr aus hygienischen Gründen: Die meisten Häuser hatten kein fließendes Wasser, und hier konnte man sich waschen. Der Zürcher Reformator Huldrych Zwingli hielt dereinst nichts vom Schwimmen: »Schwimmen habe ich Wenigen nützen sehen«, schreibt er, »wiewohl es zu Zeiten lustig ist, die Glieder wie ein



Heute ist man etwas nackter!



Fisch im Wasser zu strecken und ein Fisch zu werden.« Aber er war es, der die mittelalterliche Badekultur ruckzuck erst mal beendete, und es dauerte drei Jahrhunderte, bis die Zürcher so viel Puritanismus nicht mehr wollten. Also: ein *Badhaus für Frauenzimmer*, dem viele andere öffentliche Bäder folgten.

Und nun schwimmen wir – direkt in der Limmat, damals wie heute. Gegen Blicke abgeschottet liegt das wunderbare Jugendstilgebäude der Frauenbadi (1888 ganz und gar renoviert), dieses hölzerne schöne Gebilde am linken Limmatufer, festgezurrte an der Mauer, aber es schwimmt und man schwimmt direkt im Fluss. Dreiunddreißig Meter ist das Außenbecken lang, sieben Meter breit, vier Meter die Tiefe des Flusses hier, Fische begleiten uns. Und von draussen sieht uns niemand, und damit das auch so bleibt, tuckert ab und zu ein Polizeiboot vorbei.

Hier sind wir Mädels unter uns. Hier schwimmen, lesen, schwatzen wir oder trinken eisgekühlte Sachen von der Bar. Und ob wir was an-

haben oder nicht, unten, oben, nackt, angezogen, das ist hier ohne Männerblicke völlig wurscht, jede, wie sie will.

Da sitze ich mit meinen Zürcher Freundinnen, wenn ich im Sommer in der Stadt bin – ich versuche, dass es immer Sommer ist! –, und dann spendiert Marina die erste Flasche und Anne-Françoise die zweite und ich die dritte, und wir dösen und lachen und schwimmen den Rausch zwischendurch immer mal weg, und Marion weint, und Sarah tröstet, und Anuschka lacht, und Leonie passt auf, dass alle eingecremt sind. Und Claudia isst die ganze Schachtel Champagnertrüffel vom Sprüngli für vierundvierzig Franken auf einen Sitz leer, »das schmilzt doch sonst alles!«, und es gibt nichts Kostbareres als diese Frauenfreundschaften. Wir kennen einander, wir kennen unsere geglückten oder missglückten Liebes- und Lebensentwürfe, unsere Körper mit und ohne Narben und Falten, und ich bin in der Frauenbadi einfach nur von Kopf bis Fuß dankbar, für alles. Für alles, was ich erlebt, und für alles, was ich überlebt habe. Und für meine wunderbaren Freundinnen.

Und mein erstaunlichstes Erlebnis: Einmal ging ich zusammen mit einer verschleierte Muslima in die Frauenbadi. Als ich aus der Umkleide kam, kam sie auch: oben ohne, Bikinihöschen, aber der Kopf ordentlich verschleiert. Alles, alles geht.

Die Königin von MAILAND

Für Inge

Nach Mailand bin ich oft gefahren, entweder um in die Oper zu gehen oder um meine Freundin Inge Feltrinelli zu besuchen, die gleich nebenan in der Via Andegari wohnte, außen unauffällig, innen prächtig, ein echter Raffael über ihrem Bett – jetzt, wo sie tot ist, darf ich das sagen, oder? Meine lustige Inge, sie war ein Essener Mädchen, wie ich, hieß früher Inge Schöenthal, und weil ihr Vater Jude war (und schon früh emigriert), musste Inge noch kurz vor Kriegsende im März 1945 das Gymnasium verlassen. Da war sie fünfzehn, und als sie neunzehn war, schnappte sie sich ein Fahrrad und radelte fast 300 Kilometer von Göttingen nach Hamburg, um Fotoreporterin zu werden.

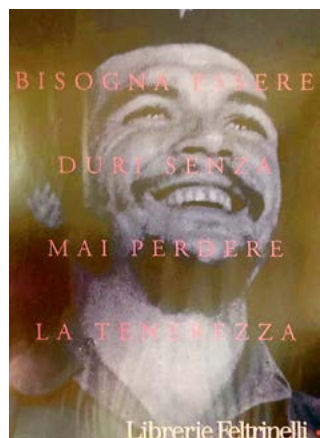


Wurde sie, weil Inge alles schaffte, was sie anpackte. 1953, da war ich zehn und Inge dreiundzwanzig und wir kannten uns noch nicht, schickte der Verleger Heinrich Maria Ledig-Rowohlt die quirlige Inge nach Kuba, um Hemingway zu fotografieren – das wurde ein Knaller und ihr Durchbruch. Sie hat danach in Kuba auch Fidel Castro fotografiert, in Paris die

Beauvoir und Picasso, in Amerika John F. Kennedy, Audrey Hepburn und Gary Cooper, in Italien Anna Magnani, der sie als junge Frau ein wenig ähnlich sah.

Und dann lernte sie Giangiacomo Feltrinelli kennen, den Spross einer der reichsten Familien Italiens, reich durch Holzhandel, Textilien,

Banken. Und der Sohn pfeift auf all das, wird ultralinker Aktivist, gründet aber mit dem Geld den Feltrinelli Verlag und verlegt als Erster *Doktor Schiwago* von Boris Pasternak. Und dann Che Guevara. Er hatte das richtige Händchen. Unter bis heute nicht geklärten Umständen kam er 1972 bei der Sprengung eines Strommastes ums Leben, da war er 46 Jahre alt und von Inge, die er 1960 geheiratet hatte, schon wieder geschieden. Nach seinem Tod – Sohn Carlo war noch klein – übernahm sie beherzt die Verlagsgeschäfte und leitete sie später äußerst erfolgreich zusammen mit Carlo.



Sie kannte alle, sie war jedes Jahr in Frankfurt der Paradiesvogel der Buchmesse, und sie hat nie mit Erfolgen oder Berühmtheiten rumgeprotzt. Als ich sie 1980 kennenlernte, war sie fünfzig, ich Mitte dreißig, und wir waren Freundinnen innerhalb von fünf Minuten und bis zu ihrem Tod 2018. Ich durfte oft ihr Gast sein und lernte immer neue interessante Menschen bei ihr kennen – zum Beispiel Celia, die (blonde!) Tochter von Che Guevara, dessen Bücher Feltrinelli verlegte. Im Flur hing ein Poster mit seinem lachenden Gesicht und dem Zitat: »Bisogna essere duri senza mai perdere la tenerezza«, man muss hart sein, ohne je die Sanftheit zu verlieren. Ich stand davor und staunte, sie nahm es von der Wand und packte es mir ein – heute ist das Bild bei mir, und sein Lachen ermahnt mich: *Mai perdere la tenerezza!*

Inge fuhr auf einem roten Rennrad durch Mailand und ich auf einem Leihrad im Schlepptau, immer mörderisches Tempo, immer unterwegs zu einer Ausstellung, einem Konzert, einem Essen. Und immer guckte sie, die Extravagante, mich an und seufzte: »Du siehst wieder nach gar nichts aus, so mausig, so können wir doch nicht zu Zeffirelli!« Und dann nahm sie ihre goldenen Ohrclips raus und klemmte die auf meine flachen schwarzen Ballerinaschuhe und legte mir irgend-

eine feuerrote Seide um den Hals und sagte: »Na ja, so könnte es gehen.« Und dann saßen wir bei Franco Zeffirelli, der einen Arm in Gips hatte, und ich fragte blöde: »Wie ist denn das passiert?«, und er, der Zyniker und knurridge, schwierige Mensch, konterte: »Beim Eislaufen, was sonst«, da war er über achtzig und hatte natürlich keine Lust, über Unfälle und Krankheiten zu reden, und es waren lauter schöne, reiche, kluge, berühmte Menschen da, auch der angeschwärmte Giancarlo Giannini, der gerade einen *James Bond* abgedreht hatte, aber Inge war immer der Mittelpunkt, laut, strahlend, lebendig. Die Königin von Mailand, das war sie. Es war der Abend nach der legendären Premiere, wir waren auch in der Scala gewesen, wo der 83-jährige Zeffirelli eine umjubelte *Aida* inszeniert hatte, 2006, einundzwanzig Jahre lang hatte es Verdis *Aida* auf dieser Bühne nicht mehr gegeben, entsprechend wurde gefeiert.



Die Karten hatten bis zu zweitausend Euro gekostet, aber Inge hatte immer ihre Kanäle und Beziehungen, und die Mailänder genossen eine goldstrotzende, traditionelle Inszenierung. Zeffirelli hasste das moderne Regietheater, hier war die Liebe noch Liebe und das ganz große Drama noch das ganz große Drama und Prinzessin noch Prinzessin, und der Regisseur füllte die Bühne mit etwa dreihundert Leuten, der ganze Pharaonenhof versunkener Zeiten, von Dirigent Riccardo Chailly mit Mühe in Schach gehalten. Der Applaus dauerte minutenlang. Und nun wurde, von Jüngern umgeben, gefeiert, und ich hatte wenigstens goldene Clips auf den Schuhen und rote Seide um den Hals.

Inge versuchte immer, mich ein bisschen rauszuputzen, wenn wir in die Oper gingen oder wenn Besuch kam. Doris Lessing, Isabel Allende, Nadine Gordimer oder Antonio Tabucchi, alle kamen zu ihr, tranken was, aßen mit, saßen plötzlich im Salon – der Verlag war ja gleich nebenan. Inges Talent zur Freundschaft und Gastfreundschaft war legendär, sie kochte, sie lachte, sie wirbelte herum und brachte alle zusammen, und manchmal rief jemand an, und sie sagte: »Moment, hier ist die Elke, die kennt deine Bücher!«, und gab mir das Telefon, und es war Umberto Eco. Und einmal sagte sie mir am Telefon: »Der Grass ist gerade da, den kannst du doch nicht leiden, komm erst am Abend, dann ist der weg, wann bist du weg, Günter? Um sechs ist der weg!«

Er saß daneben und hörte das, bei Inge gab's kein Geheimnis, und ich kam also erst am Abend, da war »der weg«. Als der Schriftsteller Richard Ford vorbeischaute, für dessen Bücher ich so schwärmte wie für seine blauen Augen, erzählte sie ihm das natürlich sofort, und er lachte, und ich wurde rot. Bei Inge lag immer alles offen auf dem Tisch, auch das Peinliche, aber ich war so glücklich, durch sie ein ganz anderes Mailand kennenzulernen, das der Künstler, der versteckten Villen mit Zitronenhainen, die ich sonst nie gesehen hätte. Inge polierte mein Italienisch und versorgte mich mit Büchern, räumte mir Rabatte in den Feltrinelli-Buchhandlungen ein, dafür musste ich ihr immer in Briefen

Klatsch und Tratsch aus der deutschen Verlagsszene schreiben, den gab's ja reichlich. Für eine Zeitschrift schrieb ich ein Porträt über sie mit der Überschrift: »Ich bin ein glücklicher Mensch«. Und das war sie wirklich, sie hatte das Talent zum Glücklichen sein wie kaum jemand, den ich kenne. Ihre Wohnung voller Bilder, Blumen, Bücher, bunter Kissen, weicher Teppiche, auf denen Dackel Enzi aus Göttingen und zwei vergnügte kleine Enkel herumsprangen, spiegelte den inneren und äußeren Reichtum einer Frau, die von sich sagte: »Ich bin ein glücklicher Mensch.« Das kann nur jemand sagen, der auch klug genug ist, zu wissen, was Schmerz heißt und wie man damit fertig wird.

Sie ging schon auf die achtzig zu und trug immer noch Highheels, Knallfarben wie Orange, Pink, Giftgrün, riesige Ohrringe, und sie war frech und witzig. Bei Zeffirelli war ein rechtskonservativer Zeitungsverleger aus dem Berlusconi-Gefolge, sie reichte ihm matt das Händchen zum Kuss und raunte mir zu: »Den stell ich dir jetzt nicht vor, der ist zu blöd.« Und als eine steindumme, steinreiche Amerikanerin sie tatsächlich nicht kannte (in Mailand fast unmöglich) und sie fragte, wer sie denn sei, sagte sie: »Ich bin Primaballerina an der Scala und schon über siebzig, und ich muss noch jeden Abend tanzen.«



Inge Feltrinelli verschreckte gern Traditionalisten. Einmal hat sie in den Sommermonaten Bücher nach Gewicht verkaufen lassen. »Was kostet mehr? Ein Kilo Hummer oder ein Kilo Moravia? Ein Kilo Shakespeare oder ein Kilo Spargel?« Der Slogan schlug ein, die Leute kauften im flauen Juli in den Feltrinelli-Läden tatsächlich die Bücher kiloweise.

»Was ist wichtiger für eine Frau«, fragte ich sie 2001 bei unserm Interview, »Intelligenz, Schönheit oder Humor?« – »Humor«, kam ohne Zögern die Antwort. Aber, meinte sie, Intelligenz kann nicht schaden, und Schönheit ist ohnehin relativ. Nie würde sie sich liften lassen, aber nicht aus Stolz auf ihre Falten (»Meine Freundinnen sind alle geliftet und sehen viel besser aus!«), sondern weil sie keine Vollnarkose herausfordern wollte, ohne wirklich krank zu sein – eine für Inge Feltrinelli ganz typische, handfeste Position, die ich übernommen habe. Und Humor hatte sie wie niemand sonst, den ich kannte. Wir haben uns gekugelt vor Lachen, als in Italien *Der Name der Rose* rauskam, *Il Nome della Rosa*, und Umberto Eco auf die Frage eines Journalisten, warum er diesen seltsamen Titel gewählt hatte, sagte: »Pinocchio war schon vergeben.« Das hätte auch von ihr sein können!